

Deutsches Leben in brasilianischen Landen

Unter den Ländern, die von der göttlichen Weltregierung dazu berufen scheinen, in der politischen Zukunft der Nationen eine Rolle zu spielen, steht nicht an letzter Stelle Brasilien, die größte lateinische Republik Amerikas. Wenn die Vermutung richtig ist, daß der von Osten nach Westen wandernde Schwerpunkt der Weltgeschichte für die nächsten Jahrhunderte auf dem Boden der Neuen Welt Halt machen wird, dann ist es nicht unwahrscheinlich, daß die „Vereinigten Staaten von Brasilien“, wie der verfassungsmäßige Name des Landes lautet, für die romanischen Schwestervölker eine ähnliche Bedeutung erlangen werden wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika für die angelsächsische Rasse.

Tatsächlich ist dieser Gedanke seit mehr als Menschengedenken die im stillen gehegte und nicht selten ausgesprochene Hoffnung des brasilianischen Nationalgeistes. Darauf deutet nicht allein die Wahl des Namens, den die republikanische Nationalversammlung 1892 nach dem Sturz des Kaiserreiches dem Lande gegeben hat, sondern auch die nach dem Muster von Nordamerika entworfene Verfassung, die Brasilien in 20 kleine Staaten mit eigenen Präsidenten und eigener Volksvertretung zerlegt, an die Spitze aber einen vom Volke gewählten Bundespräsidenten stellt. Was Washington für Nordamerika, das ist Rio de Janeiro als getrennter Bundesdistrikt für Brasilien. Es fehlt auch nicht ein Sternenbanner als Nationalflagge.

Die Größe des Landes und dessen unermesslicher Reichtum an Naturschätzen scheinen tatsächlich zu einer Vergleichung zu berechtigen. Meer umspült auf einer Strecke von rund 6000 Kilometern, hat Brasilien einen Flächeninhalt von fast $8\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometern, bleibt also nicht weit hinter dem Riesen von Nordamerika zurück. Wenige Länder haben so viele, so große und wasserreiche Flüsse wie Brasilien, und im Amazonasstrom, dem größten der Welt, mit seinen Nebenflüssen gab ihm die Vorsehung ein schiffbares Wasserweg von 40 000 Kilometern Ausdehnung. Die Bucht von Rio de Janeiro aber vereinigt schließlich in sich alle Reize natürlicher Schönheit und alle Vorzüge, die einen Hafenplatz ohne große Mühe zum größten und sichersten der ganzen Welt machen können.

Was die Bodenschätze angeht, so verfügt Brasilien über ungeheure Strecken jungfräulichen Urwaldes und fruchtbaren Erdreiches, die ein Volk von mehr als 200 Millionen ernähren könnten. In seinen Bergen liegen unermessliche Schätze von Eisenerzen. Gold und Kupfer findet man vom Norden bis zum Süden, Diamanten aber ebensowohl in den verborgenen Winkeln der Flußbette als auch im Sande der weiten Ebenen des Hochlandes. Klima und Boden, Wasser und Erde verbinden sich, um die Schaffung eines großen, glücklichen Volkes leicht zu machen.

Auch eine gewisse Ähnlichkeit der Geschichte läßt eine Vergleichung mit dem Lande der Yankee als begründet erscheinen. Jahrhundertlang als unmündige Kolonie eines seefahrenden Volkes niedergehalten, das jede fremde Zuwanderung verhinderte, auf Sklaventwirtschaft und Unterdrückung der uringesessenen Indianerbevölkerung angewiesen, begann auch für Brasilien der

wirtschaftliche und kulturelle Aufstieg erst mit dem Tage, wo es, seiner Kraft bewußt, das Joch des Mutterlandes abschüttelte. Freilich kam jene Tat der Selbstbefreiung um ein halbes Jahrhundert zu spät, als daß es in einen Wettlauf mit dem Norden hätte eintreten können. Zudem war die Kolonie in völkischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht soweit zurückgeblieben, daß ein Aufschwung in großem Stil gar nicht möglich war. Und darin liegt die große Ungleichheit der Ausrüstung beider Länder für ihre geschichtliche Aufgabe. Auf den Prairiesen, an den Seen und Flüssen Nordamerikas war bereits ein neues, zahlreiches Geschlecht einheitlicher Rasse herangewachsen, hervorgegangen aus den Reisern hochentwickelter, starker Nationen. In Brasilien aber überwog das indianische und afrikanische Blut eines Mischvolkes gegenüber dem vollblütigen Abkömmling der portugiesischen Eroberer. Trotzdem fühlt sich heute schon der Sohn Brasiliens, welcher Abstammung er auch sei, als Kind und Bürger einer großen, einheitlichen Nation von 30 Millionen Seelen, angefangen vom äußersten Norden des Amazonas und Rio Negro, wo Benediktiner, Franziskaner und Söhne von Don Bosco die wilden Indianer zu christianisieren suchen, bis an den äußersten Süden von Rio Grande, wo die blauäugigen Sprößlinge deutscher Vorfahren mit stürmischer Begeisterung die brasilianische Nationalhymne singen. Zum ersten Male zeigte sich das brasilianische Volk in seiner Gesamtheit, der ganzen Größe seiner nationalen Bedeutung bewußt, als es im Jahre 1922 die Jahrhundertfeier der Losreißung von Portugal und politischen Selbständigkeit beging. Es waren aber nicht so sehr die glänzenden Feste der Hauptstädte, nicht Paraden und Flottenschau in Rio de Janeiro, nicht diplomatische Gesandtschaften und parlamentarische Prunkreden, was die seelische Einmütigkeit eines großen Volkes offenbarte, trotz der Unterschiede von Farbe und Rasse und Zone, sondern vor allem der Glanz und die Begeisterung des Eucharistischen Kongresses, der im September des Jubeljahres in der Bundeshauptstadt tagte. Vom äußersten Norden der Staaten am Äquator bis zum fernsten Süden an der Grenze von Uruguay vereinigten sich damals geistliche und weltliche Vertreter des Volkes im Schatten des Heiligtums, zu den Füßen des Tabernakels; und ein Bischof aus dem tiefsten Innern des Westens machte sich zum gefeierten Dolmetscher des gemeinsamen Empfindens eines Volkes, dessen Gefühle zusammenstimmen im Pulsschlag gläubiger Herzen. Eine solche Verschmelzung nationaler und religiöser Hochstimmung wäre für Deutschland nur möglich gewesen im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert.

Bedeutungsvoll trat aber auch auf jenem Eucharistischen Kongreß Brasiliens die Tatsache hervor, daß eine der markantesten Erscheinungen des nationalen Episkopates der Sprosse einer deutschen Einwandererfamilie war: Dom João Becker, Erzbischof von Porto Alegre im Staate Rio Grande do Sul. Das Auftreten dieses Kirchenfürsten, eines der hervorragendsten unter den dreizehn Erzbischöfen und mehr als fünfundvierzig Bischöfen der Union, brachte es aller Welt zum Bewußtsein, daß im Süden Brasiliens heute ein blühendes katholisches Volkstum von Deutschbrasilianern besteht, das sich nicht allein in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung auszeichnet, sondern auch schon zahlreiche und gesegnete Priesterberufe hervorgebracht hat. Und dieser Umstand hat für Brasilien eine ganz andere Bedeutung als er für

uns in Europa hätte. Denn Brasilien leidet wie die meisten südamerikanischen Staaten, an großem Mangel nationaler, einheimischer Priester. Die mittlere Zahl von Neupriestern des Weltklerus, die jährlich geweiht werden, reicht in Brasilien nicht an vierzig Kandidaten. Es kommt also nicht einmal auf jeden Bischof ein Neupriester.

Zwei Jahre nach der brasilianischen Jahrhundertfeier beging auch das Deutschtum Brasiliens ein hundertjähriges Jubiläum. Am 25. Juli 1924 waren es nämlich hundert Jahre, seitdem die erste geordnete Schar deutscher Auswanderer den Boden von Rio Grande do Sul betrat, der im Laufe von vier Geschlechtern zur Heimat eines deutschstämmigen Volkes von 400 000 Seelen werden sollte. Trotz der bitteren Nachklänge des Weltkrieges, der auch Brasilien in das wilde Konzert des Hasses gegen Deutschland hineingezerzt hatte, wagte man die Jubiläumsfeier; und sie gelang großartig. Den Reigen der Festlichkeiten eröffnete Cerro Azul, eine der jüngsten, aber blühendsten Kolonien, erst vor fünfundzwanzig Jahren auf der Indianerreduktion von São Luiz gegründet. Eine Katholikenversammlung aus allen Teilen des Staates tagte im Schatten einer mächtigen Kirche, dem Wahrzeichen deutscher Kraft und Frömmigkeit. Die schönste Frucht jener Feier war die Gründung eines bischöflichen Knabenseminars für Priesteramtskandidaten der Diözese Uruguayana. Die zweite Feier großen Stils fand in den mittleren Kolonien statt, und zwar in dem aufstrebenden Fabrikstädtchen Santa Cruz, das wie wenige andere das deutsche Gesicht bewahrt hat. Das Festgeschenk dieser Tagung war die Gründung eines Ausfärgigenheimes. Die furchtbare Krankheit des Ausfärges ist nämlich nicht auf Asien beschränkt; es gibt auch viele Ausfärgige im Norden Brasiliens, und seit den letzten Jahren hat ihr häufiges Auftreten die Behörden der südlichen Staaten mit Schrecken erfüllt. Sie ist bereits auch in die deutschen Kolonien eingedrungen.

Am glänzendsten verliefen die Freudenfeste in der Hauptstadt Porto Alegre und den nahen Koloniestädtchen São Leopoldo und Neu-Hamburg. São Leopoldo war der Ausgangspunkt der ganzen deutschen Siedlungsbewegung gewesen. An der Stelle, wo die ersten dreiundvierzig Ankömmlinge aus Hamburg 1824 das Land betreten hatten, wurde ein großes steinernes Denkmal gesetzt. An der Enthüllung beteiligten sich unter reichen festlichen Veranstaltungen die staatlichen und kirchlichen Behörden, allen voran der Staatspräsident Dr. Borges de Medeiros und der Erzbischof von Porto Alegre. Bei den weltlichen Veranstaltungen in der Hauptstadt, wo unter 200 000 Einwohnern ungefähr 20 000 Deutsche leben, arbeiteten Katholiken und Protestanten treulich zusammen, und das mit solchem Erfolge, daß die ganze Stadt, in ein Festgewand gehüllt, in Wallung geriet; und rückhaltlose Sympathie Kundgebungen der ganzen Presse begleiteten die festlichen Veranstaltungen der deutschen Vereine und des Deutschtums überhaupt. Zu den kirchlichen Feiern gehörte die Einweihung der Jubiläumskirche, welche die deutschen Katholiken zu Ehren des hl. Joseph gebaut hatten.

Die freundschaftliche Anteilnahme der übrigen Brasilianer war eine wohlverdiente Genugtuung für die vielen harten Prüfungen und ungerechten Anfeindungen, die der deutschen Bevölkerung zuteil geworden waren. Es schien, als ob Regierung und Volk das Andenken an jene beschämenden Tage von

1917 auslöschen wollte, wo der verhegte Pöbel das herrliche Vereinshaus der „Germania“ und eine Reihe deutscher Geschäfte in Brand steckte, deren Ruinen größtenteils noch heute als Denkmäler unrühmlicher Vergangenheit unverändert dastehen.

Was also unsere Aufmerksamkeit auf jenes noch so wenig erschlossene und doch so zukunftsreiche „Land des heiligen Kreuzes“ hinlenkt, sind nicht allein die bestehenden Handelsbeziehungen und Absatzmöglichkeiten für unsere Industrie, sondern weit mehr die verwandtschaftlichen Anziehungskräfte und innigen Wechselbeziehungen des flutenden Lebens: In den südlichen Staaten Brasiliens, besonders Rio Grande do Sul und Santa Catharina, reißt sich, festgewurzelt im Boden der neuen Heimat, ein starkes, wohlhabendes Volk deutschen Blutes und deutscher Gesittung, ein glückliches Geschlecht fleißiger, frommer Bauernfamilien, aber auch tüchtig im Gewerbe und mächtig im Handel. Verstärkt durch den Strom neuer Einwanderer seit dem Krieg und fruchtbar durch eigenen Kinderreichtum, flutet es bereits über die Grenzen des Landes hinaus, nach Norden und Westen, und sucht neue Wohnsitz in Paraguay und den nördlichen Provinzen von Argentinien. So zeigt sich das Herz von Südamerika als Lieblingsgebiet und Heimat deutscher Auswanderung und Ausdehnungskraft, die im Laufe der Zeit der von Buenos Aires heraufkommenden Bewegung und selbst den Brüdern in Chile die Hand reichen kann. Zum größten Teil ist jene Bevölkerung allerdings politisch, religiös und sozial vollständig in das Leben des brasilianischen Staates hineingewachsen, doch ohne darüber ihre deutsche Sprache und Eigenart zu verlieren. Ja, man kann weite Strecken durchreiten, ohne daß man einen andern Gruß hört als den deutschen. In den Kirchen wird deutsch gesungen, gebetet und gepredigt; in den Gemeindeschulen, deren es zusammen 787 mit 30000 Kindern gibt, wird zwar die portugiesische Landessprache gepflegt, aber die Unterrichtssprache ist die deutsche. Die Erinnerungen an das ferne Mutterland, wachgehalten durch eine starke Presse und verstärkt durch beständige Zuwanderung, sind ein wohlthätiges Erbteil der Vergangenheit, und die furchtbaren Erlebnisse des Weltkrieges mit seinem gemeinsamen Leid feindseliger Verfolgung, hat die schlafende Anhänglichkeit aufgerüttelt zu lebendiger Leidenschaft. Mit Brasilien verbindet uns daher nicht sowohl der duftende Kaffee, den wir trinken, und die dunkle Bahianerzigarre der Firma Danne-mann von São Felix, die wir vielleicht rauchen, sondern es bestehen auch vieltausendfältige Wechselbeziehungen von Familie zu Familie, von Seele zu Seele, von Volk zu Volk. Und während vielleicht in der überfüllten Heimat der unternehmungsfreudige Mann überlegt, ob er nicht jenseits des Ozeans sich bessere Lebensbedingungen schaffen könne, träumt wohl im sonnigen Urwald oder im Schatten eines goldprangenden Drangenhains ein deutsches Mädchen von dem unbekannten Glück, das ihm aus der Ferne kommen soll. Wirklich, nicht selten spinnt ein kurzer Roman wieder neue Fäden zwischen der alten und der neuen Heimat, und es mehrt sich das deutsche Geschlecht unter dem Sternbild des südlichen Kreuzes. So rosig sind aber die Aussichten nicht für jeden Auswanderer. Das Geld liegt hier nicht auf der Straße, und meistens gelingt es nur durch eisernen Fleiß und beharrliche Ausdauer, sich zu einigem Wohlstand emporzuarbeiten; es sei denn, daß man Geld mitbringe, um

gleich mit etwas Größerem anfangen zu können. Jedenfalls finden alle dort offene Arme und brüderliche Gesinnung, die nach Kräften helfen und raten.

Nicht so einfach wie heute war das Auswandern und Ansiedeln vor hundert Jahren, als die Gründer der deutschen Kolonien mit Art und Säge die ersten Straßen durch den undurchdringlichen Urwald bahnten, längs deren sich ihre Blockhäuser erheben und ihre Ländereien abgemessen werden sollten. Schon die Reise war ein langwieriges, gefährliches Wagnis. Ein Segler z. B., „Caecilia“ genannt, war hinter dem „Fliegenden Adler“, den die Reisenden aber in „Kriechende Schnecke“ umtaufte, 1826 in See gegangen, litt jedoch an der englischen Küste Schiffbruch. Der englische Kapitän brachte sich in Sicherheit und überließ die 100 Familien der Auswanderer ihrem Schicksal. Wie durch ein Wunder wurden sie aber gerettet und nach Plymouth gebracht. Erst nach zwei Jahren gelang es ihnen, durch die Freigebigkeit einer österreichischen Prinzessin ein Schiff zur Fortsetzung der Reise zu bekommen.

Schon vor diesen Auswandererfamilien waren einzelne Abenteuerer aus Deutschland auf dem Boden von Rio Grande erschienen. So wußten die „Alten“ von Mecklenburgern zu erzählen, wahrscheinlich abgeschobenen Sträflingen, von denen ein Teil sich zu einer Art Räuberbande zusammengetan hatte und raubend das Land durchzog, bis ihnen das kaiserliche Heer das Handwerk legte. Ein von ihnen vergrabener Schatz soll vor Jahren gefunden worden sein. Damals kamen auch drei Brüder Gräbin, die zuerst nach Bahia gefahren waren. Dort nämlich fanden sie es zu heiß, oder es packte sie das Wanderfieber. So wanderten sie zu Fuß die 500 Meilen weit nach dem äußersten Süden, über Rio de Janeiro und São Paulo, bis Porto Alegre. Eines Tages hatten sie sich, müde wie sie waren vom langen Wandern, in einem schattigen Walde auf einem großen, moosgrünen Baumstamm niedergelassen. Doch siehe, der Stamm begann sich zu rühren und zu bewegen — sie saßen auf einer trägen Riesenschlange.

Von solchen vereinzelt Beispielen abgesehen, fällt jedoch der Anfang der organisierten Auswanderung in das Jahr 1824. Nachdem das brasilianische Volk im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Werk der Selbstbefreiung durchgeführt und sich als Kaiserreich selbständig gemacht hatte, war eine der Haupt Sorgen für die Regierung Dom Pedros I. die Bevölkerungsfrage. Denn das ungeheure Land hatte kaum über 5 Millionen Einwohner auf einem Gebiet, das fünfzehnmal größer ist als Deutschland. Und von jenen paar Millionen bestand der größte Teil aus ungebildetem Sklavenvolk und halb zivilisierten, zum Teil wilden Indianern und Mestizen. Darum suchte die Regierung europäische Ansiedler zu gewinnen. Da nun die Kaiserin Leopoldina eine österreichische Prinzessin war, so dachte man vorzugsweise an deutsche Kolonisten. Der Kaiser hatte noch als Kronprinz von Portugal und Regent von Brasilien in den mittleren Provinzen mehrere Kolonien ins Leben gerufen; doch sie mißlangen alle. Nur Nova Friburgo im Gebirge von Rio de Janeiro, wo er 1819 mit großen Kosten 1800 Schweizer angesiedelt hatte, bewahrte den Namen und eine gewisse Blüte. Durch Erfahrung belehrt, beschloß man, die südlichste Provinz Rio Grande do Sul den Einwanderern zu erschließen. Dort wohnten auf einem Gebiet von

286 000 Quadratkilometern, größer als Bayern, Württemberg und Baden zusammengekommen, nur etwa 100 000 Menschen. Es wurde also getworben, und die guten Aussichten auf kaiserliche Unterstützung hatten den Erfolg, daß schon im März 1824 das erste Auswandererschiff mit 43 Fahrgästen in See stach. Im Hafen von Rio de Janeiro kam das kaiserliche Paar selbst an Bord, um die Reisenden zu begrüßen, und sorgte für die Weiterreise nach dem Süden. Am 25. Juli kamen sie nach São Leopoldo, wo alles für ihre Aufnahme vorbereitet war. Die Gegend war eine von Sklaven bewirtschaftete Domäne des Kaisers, ein großer, von Sümpfen durchzogener Wald, stellenweise unterbrochen durch Pflanzungen, Sklavenwohnungen und Verwaltungsgebäude. Hier erhob sich bald die erste deutsche Ansiedlung, im November durch weitere 124 Seelen verstärkt. Sie wurde zu Ehren der Kaiserin „São Leopoldo“ genannt. Heute steht unmittelbar am Flusse ein hübsches Städtchen mit etwa 10 000 Einwohnern. In den Fluten des Rio dos Sinos spiegeln sich auch die beiden ältesten und größten Erziehungsanstalten deutschen Ursprungs: die eine ist das Jesuitengymnasium und Internat „Nossa Senhora da Conceição“ und die andere das Löchterpensionat der um die Erneuerung der Religion im Lande hochverdienten Franziskanerinnen von Nonnentwerth. Beide zusammen bilden heute das Knabenseminar und die philosophisch-theologische Fakultät für die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Porto Alegre und von vier Suffraganbischöfem. Die Doppelanstalt zählt heute 400 Zöglinge und ist das größte Seminar von ganz Südamerika.

Bis in die fünfziger Jahre hatten etwa 8000 deutsche Auswanderer auf der Ebene am Rio dos Sinos, d. h. „Glockenfluß“, und dem nördlichen Gebirgsland festen Fuß gefaßt und eine schöne Anzahl blühender, dorfsartiger Ansiedlungen, „Schneisen“ genannt, vollendet. Die neu entstandenen Familien des zahlreichen Nachwuchses breiteten sich immer weiter nach Norden, Westen und Osten aus, wobei sie mit Vorliebe dem Laufe des Jacuhy und seiner Nebenflüsse folgten: des Cahy, Taquary, Rio Pardo und Jacuhyzinho. Die Unterstützung der kaiserlichen Regierung versiegte zwar mit dem Jahre 1830; doch die Provinz und die Kreisbehörden halfen der oft stockenden Bewegung immer wieder mit Geldmitteln und andern Begünstigungen nach, und wo diese versagten, war es schließlich der Unternehmungsgeist Einzelner, der stets neue Kolonien schuf. Man unterscheidet daher Regierungskolonien, Gesellschaftskolonien und Privatkolonien. Von den 263 Kolonien, die augenblicklich der Staat Rio Grande zählt, sind 17 kaiserliche. Von den übrigen verdanken 33 ihre Entstehung ganz oder teilweise den Provinzialbehörden, und 27 sind kapitalistische Gesellschaftsunternehmungen. Der größte Teil, 186, sind Privatkolonien. Im ganzen mögen wohl 60 000 Einwanderer aus Deutschland gekommen sein. Das Geschlecht deutschen Stammes aber, das heute Rio Grande bevölkert, umfaßt an 400 000 Seelen, von denen stark die Hälfte protestantisch und etwa 45 Prozent katholisch sind. Für das Deutschtum in Südbrasilien kommen aber auch noch die vielen Tausende in Betracht, die in den Staaten Santa Catharina und Paraná wohnen. Im Nachbarstaat Santa Catharina z. B. tragen ganze Städtchen wie Blumenau und Joinville ausgesprochen deutschen Charakter, und mehrmals kam ein Kind deutscher Vorfahren in den Besitz der höchsten Macht.

Die Hauptmasse dieser deutschstämmigen Bevölkerung sitzt auf einem zusammenhängenden Bergland von der Größe und Länge Badens, völkisch und sprachlich abgeschlossen, das sich, über schöne Flüsse gelagert, quer durch den Staat erstreckt und sich im Süden auf die Ebene des mächtigen Jacuhy hinabsenkt. An landschaftlichen Reizen steht die Heimat des Deutschbrasilianers nicht hinter dem Mutterland zurück. Zwar fehlen ihr die gewaltigen Bergriesen der Alpen mit ihren schneegekrönten Häuptionen; doch dafür leuchten die anmutigen, oft kühn geschwungenen Höhenzüge mit ihrem geheimnisvollen Urwald um so feierlicher im Glanze der Sonne des Wendekreises, und die endlosen Fichtenwälder des Hochgebirges haben viel von der majestätischen Schwermut des Schwarzwaldes. Wer die stimmungsvollsten Schönheiten des Landes kennen lernen will, darf sich aber nicht mit einer Autofahrt begnügen, die ihm zwar auch schon manche Landschaft des Thüringer Waldes oder des Harzes vortäuschen wird. Er muß reisen, wie es noch Landesbrauch ist, auf dem weichen, pelzbedeckten Sattel eines kräftigen Maulesels oder stattlichen Pferdes. Wenn ihn das ehrfürchtige Schweigen mächtiger Wälder umgibt und sein Weg, am Rande steiler Abhänge vorbei, in dessen Tiefe schäumende Bäche rauschen, ihm plötzlich den Blick in freundliche Täler öffnet, wo ihn zwischen goldigen Maisfeldern und strahlenden Bohnenpflanzungen die träumerischen Siedelungen begrüßen, da glaubt er gerne sich in eine Art Paradies versetzt. Auf den Straßen am Ufer der Flüsse und Bäche, oft von Streifen saftiger Wiesen oder weitgestreckter Reisfelder begleitet, und auf den schluchtenreichen Wegen des Gebirges begegnet er allenthalben zahlreichen Mauleselgespannen, die 6 bis 12 Tiere stark, auf schwerbeladenen Fuhren die Erzeugnisse der Kolonien nach den dörflichen und städtischen Mittelpunkten des Handels schaffen oder von dort die Erfindungen des verfeinerten Lebens nach Hause tragen. Da und dort winken von der Höhe herab, kühn wie die Ritterburgen des Mittelalters, doch friedlich im Schutze schlanker Palmen, weiß getünchte Kolonistenhäuschen oder sie schlängeln sich wie eine Perlenkette den Bach entlang und um die turmbewehrte Pfarrkirche. Sie und da trifft er auch stadähnliche Ansiedelungen, stolz auf einer Höhe hingelagert, wie Alt-Hamburg, oder in kühner Anmut einen Fluß beherrschend, wie Lageado und Estrella am Taquary.

Dort also wohnen die Kinder der deutschen Kolonien, auf eigenem, freiem Boden, den der Schweiß ihrer Hände befruchtet. Der Schoß der Erde liefert ihnen Mais, Bohnen, Kartoffeln und die Mandiokawurzel. Für die mittleren und neuen Kolonien ist auch der Tabak eine ergiebige Quelle des Reichtums geworden, und fast alle betreiben die ertragreiche Viehzucht. Der Obstgarten rings um das Haus liefert der Familie Drangen, Bananen, Feigen, Pflaumen und andere Früchte. Auch die Rebe ist schon heimisch und bringt bereits einen Tropfen, der sich zwar mit den Gaben des Rheins und der Mosel nicht messen kann, aber doch beständig an Güte gewinnt und schon in beträchtlichen Mengen ausgeführt wird.

Man darf nun aber nicht meinen, die deutschen Kolonisten seien die Herren im Lande, oder die deutsche Kolonisation sei die einzige in Brasilien, besonders im Staate Rio Grande do Sul. So haben seit zwanzig Jahren sich einige Tausend Japaner in dem Staate São Paulo niedergelassen;

aus Asien kamen Russen, Syrier und Armenier, aus Europa Portugiesen, Spanier, Polen und Juden, ganz besonders aber Italiener. Seit dem Jahre 1875 entstanden in Rio Grande do Sul mit Unterstützung der Regierung, die dafür in fünf Jahren etwa 50 Millionen Mark ausgab, zahlreiche italienische Kolonien, die rasch zu großer Blüte gelangten und in den fünfzig Jahren ihres Bestehens dem deutschen Volkstum an Seelenzahl und Entfaltungskraft sehr nahe kamen. Sie bilden im Norden und Westen der deutschen Niederlassungen eine zusammenhängende Landschaft, wo die Namen der Ortschaften wie Nova Padua, Nova Treviso, Nova Roma, Nova Trento, Garibaldi, Nova Bescia und die Sprache des Volkes den Besucher nach Italien versetzen und ihm zugleich verraten, aus welcher Gegend dieses strebsame, fröhliche Völkchen, das etwa 260 000 Seelen zählt, ausgezogen sein mag. Ihrer Kraft bewußt, wollen deshalb die ItaloBrasilianer dieses Jahr ebenfalls ein Jubiläum feiern, das fünfzigjährige Jubelfest ihrer Einwanderung.

Auch die Vermutung wäre eine unangebrachte Übertreibung, in einem solchen Lande und bei den so günstigen Lebensbedingungen des brasilianischen Himmels sei das Leben leicht zu gewinnen. Gar mancher Auswanderer kam, zumal nach dem Krieg, mit solchen Hoffnungen ins Land, als rollten hier die Dollars auf der Straße. Man dachte nicht daran, welcher großer Unterschied besteht zwischen Nordamerika und Südamerika. Der Dollar ist für Brasilien gerade so gesucht und verhängnisvoll wie er es für Deutschland gewesen ist. Die Unionsregierung und die einzelnen Staaten sind fast rettungslos an die nordischen Dollarkönige verschuldet, und das einheimische Geld, der Milreis, ist auf dem Weltmarkt um das dreifache gesunken. Auch der brasilianische Bauer, der nicht zurückbleiben will, muß schwer arbeiten, muß hacken und säen, muß graben und ernten. Dieselbe Sonne, die so stürmisch das Wachstum befördert, kann auch durch zu lange Trockenheit verderblich werden, und die üppige Fruchtbarkeit des Bodens lohnt nicht nur den guten Samen, sondern ist auch der Vorteil des Unkrautes. Der deutsch-brasilianische Bauer, der Tag für Tag in einer Temperatur arbeitet, die unsere Sommerhize meistens übertrifft, kennt nicht die gesunde, wohlthuende Abwechslung der Jahreszeiten. Die nassen Wintermonate des Juli und August sind für ihn die Zeit, wo er Kartoffel setzt, aber besonders Mais, Bohnen, Zuckerrohr und Reis pflanzt, deren Ernte er in unsern Wintermonaten heimholt. Da ist auch die süße Zeit der Traubenlese, doch die köstliche Orange oder Apfelsine pflückt er in den Wintermonaten. Fast jeder Monat, kann man sagen, hat seine Aussaat und seine Ernte. Das macht das Kolonistenleben zwar abwechslungsreicher, aber auch desto arbeitsreicher. Wer die Arbeit aber nicht scheut, wird immer sein Auskommen finden, und die meisten Kolonistenfamilien haben bei aller Einfachheit, die ein Segen ist, ein beneidenswertes, glückliches Dasein.

Die Ruhe und religiöse Weihe des Sonntags und der Festzeiten mit ihren geselligen Veranstaltungen bilden die Poesie auf dem eintönigen Hintergrund des Kolonistenlebens. Als es noch keine Priester gab, die ihnen das Brot des Lebens brachen, versammelten sich die frommen Familien vielfach am Sonntag unter einem großen Baum, wo ein „Schriftkundiger“ aus einem heimatlichen Gebetbuch vorlas, und sie sangen dazu ihre Lieblingslieder aus der Dorfkirche am Rhein oder an der Mosel. Darum

ist das Trierer Gesangbuch in vielen Gegenden noch heute das eigentliche Andachtsbuch des Volkes. Erst 1849 kam für die Katholiken geistliche Hilfe aus Deutschland, und zwar durch die Jesuiten. Sie gründeten die beiden ersten deutschen Pfarreien in der Portugiesenschneis und der Baumschneis. Aus diesen waren bis zum Jahre 1920 bereits 25 blühende Pfarreien mit 40 000 Seelen hervorgegangen, und an Stelle der vier Kapellchen von 1849 bedecken heute zweihundert das Land, zum Teil von der Größe und Schönheit wahrer Kirchen. Die Kolonie von Santa Cruz, im gleichen Jahre 1849 angefangen, zählt heute 40 000 Seelen. Die katholische Pfarrei, mit Sig und Pfarrkirche in dem schmucken Städtchen, hat außerdem 20 Kapellen mit 63 Privatschulen, einer von Maristen geleiteten Mittelschule und einem Löchterpensionat der Franziskanerinnen. An Sonn- und Festtagen kann man sehen, wie die wackeren Kolonisten aus weiter Ferne herangeritten und gefahren kommen: alte Männer im weißen Bart und lebensstrogende Jünglinge in scharfem Trab, dazwischen aber auch die frommen Frauen und Mädchen, die sich auf dem Sattel ebenso sicher fühlen wie auf dem Boden des Hauses. Die stampfenden Pferde und Maultiere bedecken die öffentlichen Plätze der Stadt, die nahen Straßen bei der Kirche und füllen die Ställe der Häuser. In der Kirche aber, da drängt es sich vom frühen Morgen um Altar und Beichtstuhl. An hohen Festen steigt die Zahl der Kommunionen auf mehrere Tausend.

Das gleiche religiöse Leben herrscht in den übrigen Kolonien am Cahy, Taquary und dem fernen Juby im äußersten Nordwesten des Staates. Als der Apostolische Visitator Dom Lopez die Kolonien bereiste, war er hoch erstaunt über den religiösen Hochstand derselben. An einem gewöhnlichen, regnerischen Sonntag teilte er in der Pfarrkirche des kleinen Amtsstädtchens Estrella über 800 Kommunionen aus.

Aus diesem Volke „fromm und stark“, erwächst neben dem italienischen der größte Teil des einheimischen Klerus. Seit dem Bestehen des Klerikalseminars von São Leopoldo, und das sind zwölf Jahre, sind 56 Priester deutscher Abstammung unter 80 aus demselben hervorgegangen. Auch der Erzbischof von Porto Alegre und noch ein anderer Erzbischof sind Schüler jener Anstalt gewesen und erhielten dort ihre Ausbildung, als es noch kein Seminar gab. Zu jener Zeit nämlich, wo die ersten deutschen Kolonisten ins Land kamen, sah es traurig aus um Religion und Kirche. Die Freimaurerei beherrschte alles, Staat und Kirche. Die Vertreibung der Jesuiten durch Pombal, die Verwahrlosung des vorher blühenden Schulwesens, das Einströmen des europäischen Aufklärungstolzes und die kirchenfeindliche Politik der Regierung hat die kulturelle und religiöse Entwicklung Brasiliens um ein Jahrhundert zurückgehalten. Wer sich daher das damalige Brasilien vorstellt als ein Land des kirchlichen Reichtums, wo reiche Städte und Flecken im Schmucke herrlicher Kirchen prangten, der täuscht sich. Nur in den alten Städten der großen Glanzzeit Portugals, besonders Bahia, Pernambuco, Rio de Janeiro und São Paulo, findet man herrliche Kirchen mit reichen Pfründen und genügendem Klerus. Im übrigen war die brasilianische Kirche arm und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die schlimmste Folge des Pombalinischen Niedergangs war aber die Armut an Dienern des Heiligtums, der Mangel an gutem Klerus. Die ganze Gegend von Rio de Janeiro bis

an die Grenze von Uruguay hatte nur einen Bischof und ganz Brasilien nur zwölf Diözesen. Erst im Jahre 1853 kam der erste Bischof nach Rio Grande do Sul, wo infolge der vielen Kriege die Religion am meisten darniederlag. Fast die Hälfte des Landes bedeckten die Ruinen des in seiner Blüte vernichteten Volkes der Reduktionen. Der ganze heutige Staat von Rio Grande hatte nur elf Pfarreien, und selbst die Hauptstadt, erst fünfzig Jahre vor der deutschen Einwanderung gegründet, hatte noch kein festes kirchliches Leben. Die erste Sorge des Bischofs war daher die Gründung eines Priesterseminars. Doch die Umtriebe der Loge und der Widerstand der Provinzialkammer vereitelten seine Pläne. Sein Nachfolger Dom Larangeira, in Rom von Pius IX. geweiht, suchte dort schon Jesuiten für ein Seminar zu gewinnen. Denn auch für ihn war die Klerusfrage die wesentlichste. Es gelang ihm auch, in Porto Alegre einige Kurse für Theologiestudierende einzurichten; doch wiederum zerstörte Loge, Volksvertretung und die Hege der Presse das Werk, von dem die religiöse Gesundung des Landes abhing. Der Bischof ging nun daran, wenigstens für die Errichtung eines großen Seminargebäudes Vorsorge zu tragen, das im günstigen Augenblick eröffnet werden könnte. Er sollte die Erfüllung seiner Hoffnung nicht mehr sehen. Der edelmütige Bischof, der beste Freund der deutschen Kolonisten, bei denen er die schönsten Hirtenfreuden erlebte, war gerade gestorben, als das Kaisertum zusammenbrach. Sein Nachfolger, Dom Claudio, konnte im Jahre 1891 das Klerikalseminar eröffnen, und es blieb in Porto Alegre bis zum Jahre 1913, wo es nach São Leopoldo verlegt wurde. Durch dieses aussichtsvolle Seminar wird mit der Zeit dem drückenden Priesterangel abgeholfen werden, der für den Staat so verhängnisvoll gewesen war. Die Priester, die aus demselben hervorgegangen sind, halten in jeder Beziehung den Vergleich mit dem Klerus irgend eines Landes aus. An die meisten werden fast heroische Anforderungen gestellt. Oft sogar ohne den Vorteil einer kurzen Einführung bei einem älteren Amtsbruder, wurden sie gewöhnlich und werden noch heute viele, kaum ein halbes Jahr nach der Weihe, an die Spitze einer arbeitsreichen und verantwortungsvollen Pfarrei gestellt. Nicht selten hieß es, ohne Geldmittel, sondern einzig auf Gottes Hilfe angewiesen, eine Kirche und Pfarrei erst zu gründen oder einer ganz verwahrlosten neues Leben einzuhauchen. Ganz allein standen sie inmitten des Weinberges, ohne die Hilfe von Vereinen und Organisationen, die sie erst schaffen mußten, gegenüber einer unwissenden, gleichgültigen Bevölkerung, umgeben von allerlei Gefahren und dem Feuer jeglicher Anfeindung ausgesetzt. Und bei all den Schwierigkeiten hat der einheimische Klerus von Rio Grande do Sul mit wahren Feuereifer und apostolischer Geduld sich der Seelen angenommen und im Wettstreit mit dem Ordensklerus, seinen Lehrern, Großartiges geleistet. Das ist also der Dank der Kolonien für die Gastfreundschaft des Landes gewesen, daß sie ihre Kinder der Kirche weihen, aus deren Schoß heute der Segen der Religion sich reicher als sonstwo über alles ergießt. Auf diese Weise steht heute Rio Grande da als eine der blühendsten Provinzen der brasilianischen Kirche. Für die übrigen Staaten hängt einstweilen die Erhaltung der Religion zum größten Teil von nichtbrasilianischem Klerus ab, der aus Europa zu Hilfe kommt, seien es nun Weltpriester oder Ordensleute wie Jesuiten, Franziskaner, Kapuziner, Pallottiner, Benediktiner, Redemptoristen, Passionisten usw. So sind z. B. von den

rund 150 Weltpriestern der Erzdiözese Rio de Janeiro keine 50 Brasilianer, und von diesen keine 20 Kinder jener Erzdiözese. Als daher letztes Jahr ein Neupriester in Rio de Janeiro Primiz feierte, herrschte darob ein Jubel — wie es auch begreiflich ist — der ganz Brasilien durchzitterte.

So selten waren bis heute die Berufe zum Priestertum! Wenn man damit z. B. die Zahlen vergleicht, die aus den Heidenmissionen gemeldet werden, so erscheint es uns fast unglaublich: China mit seinen 2—3 Millionen Katholiken verfügt bereits über einen nationalen Klerus von 1071 Priestern, Brasilien dagegen mit 30 Millionen Katholiken, hat kaum 1500. Die Mission von Uganda in Afrika hat ein Knabenseminar mit 100 Zöglingen und 42 Kandidaten der höheren Studien; das theologische Seminar für die Kirchenprovinz São Paulo aber zählt keine 40 Alumnus. Auf diesem Hintergrunde erscheint die Lage von Rio Grande mit seinem blühenden Provinzialseminar, aus dem jährlich 8—10 Weltpriester hervorgehen, um so beneidenswerter, obwohl auch diese Zahlen große Not bedeuten. Der Bischof von Santa Maria, ein Suffragan von Porto Alegre, hat für seine Diözese mit 400 000 Seelen höchstens 20 Weltpriester, größtenteils Nichtbrasilianer; und doch freut er sich, daß ihm 60 bis 70 Seminaristen in São Leopoldo heranwachsen. Ebenso arm an Priestern, und ganz arm an einheimischen Priestern sind die übrigen Bistümer. Daher spielte für die südbrasilianische Kirche die Einwanderung von deutschen Priestern und Ordensleuten eine Rolle ähnlicher Bedeutung wie die deutsche Einwanderung überhaupt für den weltlichen Staat.

Aber auch jenen und dem gesamten Klerus überhaupt wäre die Arbeit nicht so herrlich gelungen ohne die Mitarbeit gottbegeisterter Ordensfrauen. Wie einst der hl. Bonifatius für das zu bekehrende Deutschland eine hl. Lioba, Walburgis, Thekla und viele andere Ordensfrauen aus England berufen hat, so riefen die Jesuiten für die deutschen Kolonien deutsche Schwestern zu Hilfe, um die Erziehung der weiblichen Jugend zu übernehmen. Es kamen zuerst die Franziskanerinnen von Nonnenwerth, die heute 28 Anstalten, teils Schulen, teils Krankenhäuser und Asyle unterhalten und in stiller, opferwilliger Arbeit wesentlich zur Erneuerung und Blüte des religiösen Geistes im Lande beigetragen haben. Ihnen folgten die Katharinenschwestern aus dem Ermeland und die Herz-Mariä-Schwestern, ursprünglich in Wien ansässig. Alle diese Genossenschaften sind schon so innig mit dem Volksleben verwachsen, daß sie, zumal bei starkem Zuwachs aus den Töchtern des Landes, auch von den Brasilianern anderer Abstammung vollständig als gleichartig empfunden werden.

Die einstweilen noch geringe Zahl von Priesterberufen steht in schroffem Gegensatz zu dem allgemeinen Aufschwung des religiösen Lebens. Die Rolle des Freimaurertums ist ausgespielt. Die gottfeindliche Philosophie des Positivismus herrscht nur noch in den Köpfen einiger weniger Politiker; und trotz der verfassungsgemäßen Trennung von Staat und Kirche stehen die Regierungen des Bundes und der Einzelstaaten der Kirche freundlich gegenüber. Die brasilianische Gesandtschaft beim Papst besteht so gut und sicher wie in der Kaiserzeit, und ein Ringen um deren Weiterbestehen, wie in Frankreich, ist in Brasilien undenkbar. Viele Staatsmänner, wie z. B. der Bundespräsident Arthur Bernardes, sind praktische Katholiken, und selbst eingefleischte Freimaurer wie der Großmeister Nilo Peçanha, der 1910 als Bundespräsident den

vertriebenen Jesuiten Portugals die Tore des Landes verschlossen hatte, verlangen nach dem Priester, sobald es zum Sterben kommt. Auf dem Eucharistischen Kongreß 1922 gaben Generale des Heeres und Offiziere der Flotte das Beispiel des Sakramentenempfanges, und am Jubiläum des Kardinals Arcoverde nahmen die Regierungen amtlich teil. Beim Festmahl, zu dem die Bundesregierung den schönsten Palast der Hauptstadt zur Verfügung gestellt hatte, hielt der Minister des Innern die Festrede, und deren Hauptgegenstand war die Verherrlichung der Religion und Kirche als Grundlagen des Staates. Noch mehr! Es kam vor, daß ein Bischof bei zwiespältiger Wahl als Vermittler den Präsidentenstuhl von Matto Grosso bestieg. Der symbolische Ausdruck der bis zur Begeisterung gesteigerten religiösen Stimmung des brasilianischen Volkes ist schließlich der Plan, auf dem Gipfel des Corcovado, der Stadt und Bucht von Rio de Janeiro beherrscht, eine Riesenstatue des Erlösers aufzustellen. Das ist im Sinne der Nation die Thronerhebung des göttlichen Herzens Jesu als König über Land und Volk von ganz Brasilien.

Wer die Entwicklung der Verhältnisse seit langen Jahren verfolgte, kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß ein gewaltiges Frühlingstreiben religiösen Lebens über die brasilianische Volksseele gekommen ist. Allerdings zu gleicher Zeit haben auch die Mächte der Finsternis, Irrtum und Verführung, mit unerhörter Heftigkeit ihre Anstrengungen verdoppelt. Es gibt keine Art verfeinerter Verführungskunst oder grobsinnlicher Zügellosigkeit in Europa oder Nordamerika, die nicht auch in den Städten Brasiliens schon heimisch geworden wäre. Die Spielwut ist bereits eine Geißel der entlegensten Kolonien geworden, und die sittenverderblichen Lichtspielhäuser sind zahlreicher als die Kirchen und Kapellen. Der seit dem Krieg herrschende Militarismus und die Revolutionen machen Kasernen und Lagerleben für die bisher unversehrten Kolonistenöhne zu Schulen des Lasters.

Dazu kommt anderseits die Gefahr des amerikanischen Sektenwesens, des Spiritismus und der Theosophie. Bei der großen Unwissenheit der Masse des Volkes in religiösen Dingen, bei der Neigung zum Aberglauben und der leicht vertrauenden Gastfreundschaft der brasilianischen Eigenart arbeiten die nordamerikanischen Evangelisten nicht ohne Erfolg. Reiche Geldmittel sichern ihnen von Jahr zu Jahr mehr Feld und Einfluß in Presse und Schule, sei es in Anstalten für Knaben oder für Mädchen. Dazu kommt eine auf praktische Vorteile und Sport gerichtete Jugendorganisation, wie der „christliche Verein für Jünglinge“, der bereits über die ganze Welt verbreitet ist und schon viele sog. „Lusobrasileiros“ für ihre Werbearbeit gewonnen hat. Selbstverständlich haben sie sich auch im Staate Rio Grande do Sul festgesetzt, wo die Methodisten z. B. in Porto Alegre drei schmutze Kirchen und eine mächtige Anstalt für Mittelschüler besitzen, von kleineren Kapellen, Betstühlen, Schulen und Armenapotheken nicht zu reden.

Vergebens erheben die Bischöfe ihre warnende Stimme. Vergebens kämpft der Klerus in Wort und Schrift, um die Seele des Volkes frei zu erhalten von dem zerfetzenden Einfluß der nordischen Lehren. Doch er ist zu wenig zahlreich, und die nationalen Mittel reichen nicht aus. Zwar fühlt es die ganze Nation, und viele sprechen es warnend aus, daß die religiöse Propaganda Nordamerikas nur Schrittmacherin und Vorläuferin der wirtschaftlichen und

politischen Eroberung des Landes durch die Yankee sein soll. Doch zu spät steht man ein, daß gerade die im Weltkrieg geleistete Heeresfolge Brasiliens die Abhängigkeit und Gefahr der völligen wirtschaftlichen Eroberung durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika gesteigert hat. Von Zeit zu Zeit erhebt sich das religiöse Selbstgefühl des Volkes mit beleidigtem Ungefüg gegen anmaßende, aufdringliche Versuche, den Frieden katholischer Einheit zu zerstören. So vor drei Jahren, als in dem berühmtesten Wallfahrtsstädtchen Brasiliens, Aparecida, wo alljährlich an hunderttausend Pilger aus den Staaten São Paulo, Rio de Janeiro und Minas Geraes zusammenströmen, nordamerikanische Methodisten dem Heiligtum Mariens gegenüber ihr Lager aufschlugen. Zweimal machten sie den Versuch; doch ungeachtet des polizeilichen Schutzes der Regierung zwang sie der gewaltsame Widerstand des Volkes und der Wallfahrer zur Flucht. In der Industriestadt Campinas, wo sie bereits öffentliche Gärten an Sonntagen für ihre Andachten und Predigten besetzt hatten, erhob sich das ganze katholische Volk in machtvoller Kundgebung für die katholische Kirche und wies sie in die gebührenden Schranken.

Was aber am meisten wirken könnte, das fehlt: eine gut geleitete und gut gelesene Presse katholischen Geistes und großen Stiles. Es gibt zwar eine Menge kleiner Pfarrblätter und städtischer Zeitungen schwacher Verbreitung, die sich um die Sache Gottes sehr verdient machen. Doch gegenüber den großen farblosen Tageszeitungen der Hauptstädte und den gesinnungslosen, bilderreichen Zeitschriften gegenüber gibt es wenige katholische Leistungen von gleicher Bedeutung. Der „Mensagem da fé“ der Franziskaner von Bahia, ein religiöses Halbmonatsblatt, ähnlich unsern Sonntagsblättern, hat eine Auflage von mehreren Zehntausend. Neben diesem Familienblatt mag vielleicht „Der Herz-Jesu-Sendbote“ der Jesuiten und das „Ave Maria“ der Missionare vom Herzen Mariens in São Paulo die größte Verbreitung haben.

Es wurden zu verschiedenen Malen große Anstrengungen gemacht, die katholische Presse, besonders das Zeitungswesen, zu größerer Entfaltung zu bringen; so von den Benediktinern in São Paulo, wo unter Abt Kruse, einem Sohne Westfalens, vor zwanzig Jahren das begeistert begrüßte Wochenblatt „Estandarte catholico“ erschien. In Rio de Janeiro hatte ein Laie, Dr. Felicio dos Santos, mit großen Opfern und noch größerem Idealismus die Schaffung einer großen, katholisch geleiteten Tageszeitung unternommen, deren Wirkung und Leserkreis sich auf ganz Brasilien erstrecken sollte. Nach glücklichen Erfolgen unterlagen beide Unternehmungen der Schwierigkeit der Sache und feindlichen Mächenschaften.

Die größte und erfolgreichste Tat zur Schaffung einer starken katholischen Presse für ganz Brasilien ist das Verdienst des brasilianischen Presseapostels im Mönchsgewande P. Pedro Sinzig O. F. M. Er gründete das „Centro da boa Imprensa“ mit Sitz und Leitung in Petropolis bei Rio de Janeiro. Im Laufe von etwa zwanzig Jahren hat der Verlag dieses „Presbvereins“, zu vergleichen mit dem bayrischen Presbverein, eine Reihe guter katholischer Bücher und Druckschriften herausgegeben. Seine größte Leistung ist die von Franziskanern geleitete Monatsschrift: „Vozes de Petropolis“, die für Brasilien ungefähr dieselbe Rolle spielt wie die „Stimmen der Zeit“ für das katholische Deutsch-

land. Da sie aber in ihrer Art allein auf dem Plane steht, so ist ihre Bedeutung viel höher anzuschlagen. Das gleiche „Zentrum der guten Presse“ kämpft und arbeitet seit Jahren auch für die Schaffung einer großen katholischen Tageszeitung für ganz Brasilien, die sich mit den besten anderer Färbung oder Weltanschauung messen könnte. Bis jetzt ist es aber nur gelungen, die von dem genannten Dr. Felício gegründete Wochenzeitung „União“ auf der Höhe zu halten und für den heiß ersehnten „Diário“ ansehnliche Mittel zu sammeln. Im Jubiläumsjahr 1922 glaubte man schon, die Erfüllung des nationalen Wunsches zu erleben. Doch die Ungunst der Zeit, zum großen Teil auch der Mangel an Interesse im Volk brachte es mit sich, daß bis heute die gesammelten Gelder nicht reichen, um den Plan auszuführen. Auch diese Enttäuschung ist ein Beweis für die Armut der brasilianischen Kirche an Mitteln und an großmütigen Gebern in den Reihen der Reichen; noch mehr aber offenbart sie wohl den Mangel an Verständnis im Volk für die Wichtigkeit der Presse. Wahr ist allerdings auch, daß im Augenblick die Verhältnisse nicht so dringend nach katholischen Tageszeitungen schreien als vor zwanzig und mehr Jahren. In Rio Grande do Sul, wo eine eigene katholische Pressezentrale besteht, erscheinen mehrere kleine, aber gut geleitete Sonntagsblätter, so die „Estrella do Sul“ in Porto Alegre. Für die deutschen Kolonien hat das „Deutsche Volksblatt“ von Hugo Mesler eine schöne Sonntagsbeilage unter dem Namen „Sonntagsstimmen“, und für die Italiener bestehen ebenfalls streng katholische Wochenzeitungen. Andererseits haben die Tagesblätter und Zeitschriften längst aufgehört, kirchenfeindlichen Geist zu atmen. Im Gegenteil, fast alle zeigen sich kirchenfreundlich. Der „Correio do Povo“ von Porto Alegre, der über eine Auflage von 40 000 Stück verfügt und im ganzen Staat eifrig gelesen wird, liest sich spaltenweise und manchmal seitenweise wie ein Sonntagsblatt. Da findet man Aufsätze über die Heiligen des Tages und über die kirchlichen Feiertage, eine Menge Einladungen zum Besuch von Seelenmessen, Berichte über religiöse Versammlungen, Schulfeiern in klösterlichen Anstalten, Auszüge aus Predigten des Erzbischofes und Aufsätze über religiöse Fragen. Freilich nebenan und auf den andern Seiten begegnet man unter dem Wirrsal schreiender Geschäftsanzeigen und politischer Nachrichten auch spiritistischen Aufsätzen über die Kunst von Allen Kardek und theosophischen Anpreisungen, abergläubischen Verheißungen von Kartenschlägerinnen und Gedankenlesern, methodistischen Darlegungen und Schilderungen von Gottesdiensten der Anabaptisten und Adventisten, Einladungen zu freimaurerischen Sitzungen und, offen oder versteckt, unsittlichen Geschäftsanzeigen. Das ist das Bild der gewöhnlichen, brasilianischen Tageszeitung, abgesehen von dem politischen Hauptteil, der oft von religiösen Rezereien stroht, vom Handelsteil und den Seiten, die stets dem Sport, Spiel und Vergnügen gewidmet und wohl am meisten gelesen werden. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung Brasiliens gehört jedoch zu denen, die nicht lesen können. Wer will, mag hierin eine Art Glück sehen, da die Unfähigkeit zu lesen viele vor der Gefahr bewahrt, durch die Presse verführt oder irremacht zu werden. Doch diejenigen, die lesen, sind der besitzende, führende, entscheidende Teil des Volkes.

Solange nun die Haltung der Presse freundlich bleibt, erscheint für viele die Schaffung einer sog. „katholischen“ Presse nicht als dringendstes Bedürf-

nis. In gewissem Sinne wäre dieser Gedanke und Ausdruck sogar ein Widerspruch; denn wie das ganze brasilianische Volk, so will auch die brasilianische Presse katholisch sein. Eine „katholische“ Presse in einem katholischen Volk klingt in der That etwas befremdlich. Viele meinen deshalb, das richtigere sei, dafür zu sorgen, daß die bestehenden Zeitungen mehr mit katholischem Geist durchdrungen werden, indem die treuen, folgerichtigen Katholiken ihre Mitarbeit ausgiebiger in den Dienst der Presse stellen und sich zahlreicher der journalistischen Tätigkeit widmen sollten. Jedenfalls geht man nicht in leichtem Optimismus über die Forderungen der Zeit hinweg und sucht wenigstens die kleine Presse der Einzelstaaten und Städte auszugestalten.

Brasiliens Land und Volk ist noch nicht ein fertiges Gebilde. Sein Leben zeigt nicht das ausgereifte Bild europäischer Kultur, sondern trägt alle Züge gärender Jugendkraft, die verschwenderisch mit dem väterlichen Vermögen, in wilhem Ungeßüm, von falschen und wahren Freunden umgeben, einen Platz an der Seite der großen Nationen zu erringen sucht. Die Revolutionen der letzten Jahre in der Bundeshauptstadt und in den Einzelstaaten, besonders in Rio Grande do Sul und São Paulo, eröffneten Abgründe politischer Zerrfahrenheit und offenbarten die Gefahren eines ungesunden Militarismus. Der höchste militärische Rang, Marschall Hermes da Fonseca, war im Bunde mit dem Großmeister der Loge, Nilo Peçanha, zum Verschwörer und Rebellen gegen den Staat geworden, dessen Präsident er gewesen war. Beide sind bereits vor dem ewigen Richter erschienen. Der Großmeister der Loge versöhnte sich mit der Kirche, bevor ihn der Tod hinraffte, der ihm neue Ränke verwehrte, und sein Bundesgenosse entzog sich durch Gift der Verhaftung.

Der Präsident, von dem das Land die Gesundung hoffte, Arthur Bernardes, kämpfte zwei volle Jahre gegen die bewaffnete Opposition. Kaum sitzt er fest im Sattel, so beginnen schon die Wahlkämpfe um seinen Nachfolger, die schließlich in ein Ringen um die Hegemonie der mächtigsten Staaten auszuarten drohen und verhängnisvolle Hemmungen bringen für den wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung des von Gott so reich gesegneten Landes, dem die Deutschbrasilianer in begeisterten Liedern Treue singen, wie der Bayer G. Menchen:

„Heil Brasilien! Hört der Freien!
Dir, du trautes Heimatland,
Wollen wir uns freudig weihen,
Schützen dich mit starker Hand!
Unser Wünschen, unser Streben
Selte dir und deinem Glück.
Deine Ehr' sei unser Leben,
Freie, stolze Republik. —

Deine Wälder, wild und mächtig,
Drauf die Sonne golden liegt,
Deine Rampos, weit und prächtig,
Die der Reiter kühn durchfliegt,

Deines Himmels blaue Milde,
Deiner Küste heller Strand
Formten sich zum schönsten Bilde
In des Schöpfers Meisterhand.

Unser Wunsch soll dir ertönen,
Zeure Erde, reich und schön.
Deinen treuen, blonden Söhnen
Sollst du niemals untergehen.
Land, für das die Väter starben,
Schwören wollen wir aufs neu
Auf die grün und goldnen Farben
Dir den Eid der deutschen Treu!“

Ludwig Koch S. J.